

Haushalts- und Familienformen im sozialen Wandel - Entsolidarisierung oder neue Formen der Solidarisierung?

Martin Diewald

1 Einleitung¹

Der Einfluß gesellschaftlichen Wandels auf Erscheinungsformen und Funktionen persönlicher Beziehungen ist eines der klassischen Themen der Soziologie. Dabei hat die These eines Bindungszersfalls, eines "*Verlusts von Gemeinschaft*" über die Jahrzehnte hinweg einen erstaunlichen dauerhaften Erfolg bewiesen. Sowohl im Zusammenhang mit der Entstehungsphase der modernen Industriegesellschaft als auch den nachfolgenden Verstärkerprozessen, dem Ausbau umfassender wohlfahrtsstaatlicher Institutionen, der zunehmenden Dominanz marktvermittelter Leistungen oder der heraufziehenden "Massengesellschaft": die jeweiligen Folgen wurden vornehmlich als Bedeutungsverlust und Destabilisierung zwischenmenschlicher Bezüge charakterisiert.

Gegen diese pessimistische Sichtweise hat sich aber zunehmend eine Gegenthese etabliert, die den Wandel sozialer Beziehungen eher als einen den veränderten Lebensbedingungen angepaßten *Struktur- und Funktionswandel* beschreibt. Diese "*Pluralisierungsthese*" behauptet ein Fortbestehen stabiler und funktionierender Netzwerke bei räumlicher Entflechtung und gesteigener Bedeutung freigewählter im Vergleich zu vorgegebenen Sozialbeziehungen:

In theoretischer Hinsicht stützt sich die "Verlust-von Gemeinschaft" - These hauptsächlich auf die Ausdifferenzierung funktional spezialisierter, formaler Strukturen. Das heißt, daß unter diesen Bedingungen der einzelne Mensch sehr viel weniger als in gemeinschaftlichen Bezügen auf einzelne Andere oder Gruppen angewiesen ist. "Damit erhöhen sich die Chancen für eine individualisierte - gleichzeitig aber vielleicht auch isolierte und anonymisierte - Lebensform" (Hoffmann-Nowotny 1988). Das Hauptargument der Pluralisierungsthese dagegen ist die Annahme, daß Menschen dazu in der Lage sind, ihrem Grundbedürfnis nach sozialer Einbindung auch unter wechselnden Bedingungen nachzukommen. Die-

¹ Eine erweiterte Fassung des Vortrags ist als Arbeitspapier des Wissenschaftszentrums Berlin, Arbeitsgruppe Sozialberichterstattung, 1989 erschienen.

ses Grundbedürfnis kann gerade nicht von formalen Instanzen abgedeckt werden.

Für die Gegenwart liefert die These eines "neuerlichen Individualisierungsschubs" (Beck 1986) den Hintergrund für eine neuerliche Fortsetzung der Kontroverse zwischen den beiden Thesen: Inwiefern führt die Infragestellung etablierter und die Ausdifferenzierung teils neuer Lebensformen zu einer Entsolidarisierung der Gesellschaft und Vereinzelung der Individuen? Entsprechende Befürchtungen werden wieder mit den bekannten Argumenten begründet: Ausdifferenzierung formaler, spezialisierter Institutionen sowie Auflösung verbindlicher Leitlinien und Weltbilder (vgl. Beck 1986; Hoffmann-Nowotny 1987). Doch wie Joas (1988, S. 4f.) in einer Besprechung der "Risikogesellschaft" schreibt, geraten dabei immer nur Zersetzungswirkungen in den Blick, während mögliche konstitutive Prozesse ausgeblendet bleiben.

2 Soziale Integration und die Pluralisierung von Lebensformen

Auf der Ebene persönlicher Beziehungen ist der gegenwärtige Individualisierungsschub hauptsächlich als Pluralisierung von Haushalts- und Familienformen beschrieben worden. Aufmerksamkeit findet vor allem die zunehmende Verbreitung nichtfamiliärer Haushaltsformen: alleinwohnende Ledige vor und nach der Postadoleszenzphase, Alleinerziehende, unverheiratet zusammenlebende Paare, kinderlose Paare sowie die neuerdings seltener wieder heiratenden Geschiedenen. Sie repräsentieren diejenigen Lebensformen, die die höchsten Zuwachsraten zu verzeichnen haben, auch wenn sie in der Querschnittsbetrachtung noch weit hinter der Verbreitung familiärer Lebensformen zurückbleiben. Zu ihrem Verständnis ist es jedoch kaum ausreichend, pauschal auf den Trend der Individualisierung zu verweisen. Mindestens zwei "dahinter" liegende Entwicklungen sollten auseinandergelassen werden, auch wenn sie in ihren Auswirkungen auf Lebensformen zum Teil intervenieren: verändertes *generatives Verhalten*, das zu weniger Kindern und mehr kinderlos bleibenden Ehen führt, sowie eine Auflösung (haushalts-) struktureller Fixierungen und kultureller Vorgaben hinsichtlich der Organisation von Beziehungen.

Zweitens ist danach zu fragen, inwieweit solche *Haushalts*-Konstellationen tatsächlich auch *Lebensformen* darstellen. Die Zunahme kleiner und nichtfamiliärer Haushalte kann sicherlich als Trend zu einer individualisierteren Lebensführung gedeutet werden, aber was ist damit genau gemeint? Heißt es, daß fami-

liale Solidaritäten geschwächt werden? Sind sie ein Indikator für soziale Isolation und Entsolidarisierung? Zwei grundsätzliche Überlegungen bzw. Analysekonzepte sprechen dagegen, die Struktur von Haushalten als (alleinigen) Indikator für derartige Behauptungen zu interpretieren.

Zum einen beziehen sich Aussagen über Isolation und soziale Einbindung sinnvollerweise immer nur auf die gesamten Beziehungen einer Person, nicht nur auf die mit ihm in einem Haushalt zusammenlebenden. Als Oberbegriff für die Gesamtheit dieser Beziehungen hat sich in den letzten Jahren zunehmend der Begriff des persönlichen *Netzwerks* durchgesetzt. Aus der Netzwerkperspektive ist es daher, zum Beispiel, keineswegs von vorneherein gesagt, daß *Alleinwohnen* gleichbedeutend ist mit *Alleinleben*. Häufige und intensive Kontakte zu Familie und Verwandtschaft müssen keineswegs von einer gemeinsamen Haushaltszugehörigkeit abhängig sein. Und selbst ein Fehlen familial-verwandtschaftlicher Beziehungen muß nicht zu sozialer Isolation führen, wenn stattdessen enge Beziehungen zu Nichtverwandten bestehen. Umgekehrt ist ein großer Haushalt allein noch kein Indiz für eine ausreichende soziale Einbindung.

Zum zweiten haben Untersuchungen über *soziale Unterstützung* in den letzten Jahren gezeigt, daß zwischen Strukturen und Funktionen, d.h. zwischen Netzwerk-Konfigurationen einerseits sowie Unterstützungsprozessen und -ergebnissen andererseits klar unterschieden werden muß (vgl. House und Kahn 1985). Sowenig wie gemeinsame Haushaltszugehörigkeit, nahe Verwandtschaft oder häufige Interaktionen eine Garantie sind für emotionale Unterstützung oder die Vermittlung eines Zugehörigkeitsgefühls, sowenig muß beispielsweise räumliche Distanz ein Hindernis für ein gegenseitiges Verpflichtungsgefühl oder, auf der praktischen Ebene, eine Aushilfe in Krankheitsfällen sein.

Es wäre also etwas vorschnell, in einer Auflösung traditionaler Formen des Zusammenlebens auf Haushaltsebene direkt einen "Niedergang von Gemeinschaft" zu sehen, werden doch auf diese Weise bekannte Strukturen mit Funktionen gleichgesetzt. Sowohl die Heterogenität der unter dem Stichwort der Individualisierung zusammengefaßten Einzeltrends als auch die theoretische Konzeptualisierung des Untersuchungsgegenstands selbst legen es also nahe, Haushalts- und Familienformen jeweils spezifisch im Hinblick auf Kontakt- und Unterstützungspotentiale zu untersuchen. Ob sich diese Einzelergebnisse dann tatsächlich zu einem pauschalen Gesamturteil in Richtung Desintegration oder

neue Formen von Solidargemeinschaften zusammenfassen lassen, wird so als offene Frage behandelt.

3 Datenbasis und Vorgehensweise

Die folgenden Untersuchungen stützen sich auf insgesamt vier repräsentative Bevölkerungsumfragen: den Allbus 1986 sowie die Wohlfahrtssurveys 1980, 1984 und 1988². Die Wohlfahrtssurveys enthalten zu einem großen Replikationsfragen, so daß mit ihnen Vergleiche über den Zeitraum der letzten 8 Jahre möglich sind³. Die relativ große Fallzahl dieser Umfragen erlaubt es, vergleichsweise differenzierte Haushalts- und Familienkonstellationen zu unterscheiden und hinsichtlich der damit verbundenen Kontakt- und Unterstützungspotentiale zu beurteilen.

Ich will in vier Schritten versuchen, mögliche Auswirkungen eines Individualisierungsschubs auf die soziale Integration empirisch zu untersuchen. Im einzelnen untersuche ich, welche (neuen) Lebensformen mit einem besonders hohen oder niedrigen Risiko sozialer Isolation verbunden sind (Abschnitt 4), welche Hilfe-potentiale jeweils vorhanden sind (5), welche Bedeutung die gemeinsame Haushaltszugehörigkeit und räumliche Entfernung für Hilfeleistungen von Kindern an ihre Eltern haben (6), und welche Trends sich bei haushaltsübergreifenden Hilfebeziehungen für den Zeitraum der letzten acht Jahre feststellen lassen (7). Im letzten Abschnitt fasse ich die Ergebnisse im Hinblick auf die beiden Ausgangsthesen zusammen und wage einen Ausblick auf die Entwicklung in der näheren Zukunft.

² Die Wohlfahrtssurveys wurden im Sonderforschungsbereich 3 der Universitäten Frankfurt und Mannheim unter der Leitung von Wolfgang Zapf, Wolfgang Glatzer und Heinz-Herbert Noll entwickelt. Ihr Frageprogramm ist darauf ausgerichtet, objektive Lebensbedingungen und subjektive Lebensqualität in mehreren Lebensbereichen zu messen und zu erklären. Der Allbus 1986 wurde im Rahmen des Forschungsprogramms "Allbus" (Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften) bei ZUMA (Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen) in Mannheim erhoben. Auch dabei handelt es sich um eine Mehrthemenbefragung, allerdings mit einem stärker wechselnden Frageprogramm. Die Stichprobengröße der Wohlfahrtssurveys liegt bei etwa 2000 Fällen, die der Zusatzbefragung "Netzwerke und soziale Unterstützung" des Allbus bei ca. 2800 Fällen. Wohlfahrtssurveys und Allbus sind repräsentativ für die deutsche Bevölkerung ab 18 Jahren, die innerhalb der Bundesrepublik und Westberlin in Privathaushalten lebt.

³ Es handelt sich jedoch nicht um ein Panel, sondern jeweils um Querschnittsbefragungen.

4 Soziale Isolation in verschiedenen Lebensformen

Soziale Isolation kann sowohl als objektiv-strukturelles als auch als subjektives Phänomen ("Einsamkeit") untersucht werden. Ich beschränke mich hier auf die strukturelle Perspektive, d.h. auf das Fehlen von Sozialbeziehungen, die als wahrscheinliche Quellen sozialer Unterstützung in Frage kommen und ein Gefühl von Zugehörigkeit vermitteln (vgl. Fischer und Phillips 1982, S. 22). Aber welche Anzahl und Art von Sozialbeziehungen kann dafür als "ausreichend" angesehen werden? Dies ist in hohem Ausmaß von den jeweiligen persönlichen Dispositionen und Kontextbedingungen abhängig, so daß sich kaum eine für alle gleich bedeutsame Untergrenze definieren läßt.

Die in Tabelle 1 definierten Indikatoren sozialer Isolation sind aus diesem Blickwinkel sicherlich etwas willkürlich, jedoch im einzelnen gut begründbar. Die Differenzierung verschiedener Isolations-Indikatoren nach Netzwerk-Subsystemen erscheint mir deshalb notwendig, weil sich in vielen Untersuchungen eine Art Arbeitsteilung zwischen ihnen nachweisen ließ: nahe Verwandte haben - in der Regel - nicht dieselbe Bedeutung wie entfernte, Verwandte insgesamt haben nicht dieselbe Bedeutung wie Freunde, und der Lebenspartner ist nicht mit dem besten Freund vergleichbar (vgl. etwa Burt 1983)

Die überragende Bedeutung eines *Lebenspartners* ist in vielen Untersuchungen nachgewiesen worden, und es existiert zu ihm bzw. ihr auch kein funktionales Äquivalent. Ähnliche Bedeutung hat die Kategorie eines besten Freundes bzw. einer besten Freundin. Im Unterschied zu Verwandten ist eine Freundesbeziehung "erworben", d.h. sie spiegelt auch eine Leistung und soziale Anerkennung wider. Die Bezeichnung als "beste(r)" Freund/in hebt diese Beziehung auch zuverlässig über das Vorhandensein nur loser Freundschaftsbeziehungen hinaus. Die Obergrenze für die Nennung von nahen und anderen Verwandten wurde so gewählt, daß sie (in etwa) das unterste Dezil der Verteilung und damit deutlich unter dem Durchschnitt liegende Verwandtenpotentiale anzeigt.

Tabelle 1 zeigt, daß das Risiko sozialer Isolation sich in vergleichsweise wenigen Bevölkerungsgruppen - dort aber zum Teil sehr deutlich - ballt. Das Vorhandensein bzw. Nicht-Vorhandensein eines *Lebenspartners* ergibt sich schon teilweise aus der gewählten Definition von Haushalts- und Familienkonstellationen. Bemerkenswert ist, daß immerhin etwa ein Drittel der jüngeren alleinwohnenden Ledigen einen Lebenspartner haben, also keineswegs so ohne weiteres als

Tabelle 1: Strukturelle Dimensionen sozialer Isolation in verschiedenen Lebensformen

	kein Lebenspartner		kein bester Freund		Isolation nahe Verwandte		Isolation entfernte Verw.		kumulierte Isolation	
	Lebenspartner %	Freund %	nahe Verwandte %	entfernte Verw. %	Isolation %	Verw. %	Isolation %	Verw. %	Isolation %	Verw. %
Ledig, b. Eltern wohnend, in Ausbildung	83	8	9	6	4	4	9	6	4	4
Ledig, b. Eltern wohnend, erwerbstätig	76	8	6	4	5	9	6	4	9	9
Ledig, allein, n. erwerbst., b. 34 J.	68	0	1	4	25	0	1	4	0	0
Ledig, allein, erwerbstätig, bis 34 J.	65	13	5	10	31	4	5	10	4	4
Ledig, allein, ab 35 J., n. erwerbstätig	88	19	64	69	31	26	19	69	26	26
Ledig, allein, ab 35 J., erwerbstätig	84	27	20	35	32	9	27	35	9	9
Paar, o. Kind, b. 34 J., erwerbstätig	0	14	4	2	14	0	14	2	0	0
Paar, o. Kind, b. 34 J., n. erwerbst.	0	13	5	5	13	0	5	5	0	0
Paar, o. Kind, ab 35 J., erwerbstätig	0	31	25	10	31	2	25	10	2	2
Paar, o. Kind, ab 35 J., n. erwerbst.	0	32	35	39	32	3	35	39	3	3
Paar, jüngstes Kind unter 6 J.	0	17	8	2	17	2	8	2	2	2
Paar, jüngstes Kind 6-12 J.	0	31	14	5	31	2	14	5	2	2
Paar, jüngstes Kind 13-17 J.	0	26	9	7	26	2	9	7	2	2
Paar, jüngstes Kind über 17 J.	0	35	4	13	35	0	4	13	0	0
Paar, empty nest, erwerbstätig	0	23	6	6	23	1	6	6	1	1
Paar, empty nest, n. erwerbst.	0	39	7	24	39	2	7	24	2	2
Alleinerziehende	56	23	7	13	23	4	7	13	4	4
Getrennt o. geschieden Lebende, o. Kind	61	29	13	30	29	21	13	30	21	21
Verwitwet, alleinwohnend	97	39	21	35	39	46	21	35	46	46
Verwitwet, n. alleinwohnend	73	40	1	27	40	10	1	27	10	10

LEGENDE

Kein Lebenspartner: weder innerhalb noch außerhalb des eigenen Haushalts

Kein bester Freund/keine beste Freundin: "die Person, die Ihnen am nächsten steht" außer Lebenspartner und Familienangehörigen

Isolation nahe Verwandte: insgesamt maximal zwei Eltern, Kinder und Geschwister vorhanden

Isolation andere Verwandte: maximal zwei andere Verwandte vorhanden außer Eltern, Kinder, Geschwistern

Kumulierte Isolation: mindestens zwei der folgenden drei Isolationsmerkmale: Kein Lebenspartner/kein beste(r) Freund(in)/ maximal zwei nahe Verwandte vorhanden

Datenbasis: Allbus 1986

"Alleinlebende" bezeichnet werden können - für ältere Ledige gilt dies nicht in gleichem Umfang. Bei den Alleinerziehenden und den Geschiedenen (bzw. von ihrem Ehepartner getrennt Lebenden) sind es sogar noch etwas mehr.

Keinen *besten Freund* bzw. *beste Freundin* zu haben ist insbesondere ein Risiko von Verwitweten, älteren Paaren ohne Kinder und Paaren mit erwachsenen Kindern im Haus, während bei den jüngeren Bevölkerungsgruppen das Risiko ausnahmslos deutlich unter dem Durchschnitt liegt. Was sich hier auf deskriptiver Ebene andeutet, bestätigt sich auch in Multiplen Regressionsanalysen: Das Vorhandensein eines besten Freundes ist - neben dem sozioökonomischen Status - hauptsächlich vom Alter der Befragten abhängig.

Hinsichtlich des Vorhandenseins eines besten Freundes bzw. einer besten Freundin gibt es teilweise recht deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen innerhalb der einzelnen Lebensformen. Unter den jungen Ledigen, den jüngeren Paaren ohne Kinder und den Paaren mit Kleinkindern fallen diese Unterschiede sehr gering aus. Große Unterschiede zugunsten von Frauen bestehen insbesondere zwischen nichterwerbstätigen Vätern und Müttern und bei Paaren in der "empty nest"-Situation. Den umgekehrten Fall, nämlich große Unterschiede zugunsten von Männern, finden wir vor allem in der gängigen Konstellation von Familien mit erwerbstätigen Männern und nichterwerbstätigen Frauen.

Ein geringes Potential an *Verwandten*, insbesondere an nahen Verwandten, haben vor allem ältere alleinwohnende Ledige. Aber auch ältere Paare ohne Kinder haben deutlich weniger Verwandte als Paare in der "empty nest"-Situation - ein augenfälliges Beispiel dafür, wie wenig aussagekräftig eine allein haushaltsbezogene Betrachtungsweise sein kann. Nicht überraschend ist, daß die Geschiedenen und Verwitweten zu den Bevölkerungsgruppen gehören, die oft über einen nur kleinen Verwandtenkreis verfügen.

Die Gefahr definitiver Vereinzelung ist dann besonders groß, wenn strukturelle Isolation in mehreren Teilbereichen des persönlichen Netzwerks gleichzeitig auftritt. In solchen Fällen ist den Betroffenen offensichtlich nicht möglich, Defizite in einem Teilbereich durch Kontakte in einem anderen Teilbereich wenigstens partiell auszugleichen. Tabelle 1 zeigt, daß eine solche Kumulation insgesamt vergleichsweise selten ist, aber auch, daß sich dieses Risiko bei drei Bevölkerungsgruppen ballt, die sich auffallend deutlich von den übrigen Gruppen abhe-

ben: den älteren, alleinwohnenden und nicht erwerbstätigen Ledigen, den Geschiedenen bzw. getrennt Lebenden ohne Kinder sowie den alleinwohnenden Verwitweten.

5 Unterstützungspotentiale in unterschiedlichen Lebensformen

Ein Mindestmaß an Sozialkontakten stellt - quasi definatorisch - eine Grundvoraussetzung für soziale Einbindung überhaupt dar. Es gewährleistet jedoch nicht schon automatisch eine Bandbreite verschiedener Arten sozialer Unterstützung. In Tabelle 2 ist dargestellt, welche Unterstützungspotentiale in verschiedenen Lebensformen zur Verfügung stehen, und zwar aus zwei Blickwinkeln. Zum einen wird untersucht, welche Unterschiede hinsichtlich der Hilfen bestehen, die *von anderen Personen potentiell* verfügbar ist. Dabei unterscheide ich zwischen kognitiv-emotionaler und praktischer Unterstützung. Zum zweiten wurde danach gefragt, in welchem Ausmaß Hilfen *für andere Personen außerhalb des eigenen Haushalts* innerhalb der letzten zwei bis drei Jahre *tatsächlich* geleistet worden sind. Dabei unterscheide ich zwischen Verwandten und Freunden/Bekanntem. Bei der Interpretation dieser Angaben ist zu beachten, daß im ersten Fall Haushaltsmitglieder mit in die Betrachtung eingeschlossen sind, während sie im zweiten Fall unbeachtet bleiben.

Insgesamt scheinen die Unterschiede geringer zu sein, als man hätte erwarten können. Dies mag zum Teil in den Operationalisierungen begründet sein. Gefragt war ja nach dem Vorhandensein *möglicher* oder potentieller informeller Helfer, nicht jedoch nach der Leichtigkeit des Zugangs oder der Qualität der Hilfe. Umgekehrt gilt jedoch: Wenn jemand nicht einmal eine mögliche informelle Hilfequelle angeben kann - also gar nicht auf Hilfe rechnen kann - , deutet dies schon auf ein beachtliches Defizit hin. In ähnlicher Weise kann im Falle der Hilfen für andere argumentiert werden.

Bemerkenswert ist zunächst, daß die Ergebnisse für die verschiedenen Hilfeindikatoren und für beide Datensätze sehr konsistent sind. D.h., daß sowohl bei praktischer als auch bei emotionaler Unterstützung, bei den geleisteten wie bei den erhaltenen Hilfen es fast immer dieselben Lebensformen sind, die über bzw. unter dem jeweiligen Durchschnitt liegen. Wie bei den Kontakten sind es wieder die jüngeren Gruppen, die sowohl viele Hilfequellen zur Verfügung haben als auch selbst für andere Personen außerhalb des eigenen Haushalts Hilfen leisten. Dies gilt insbesondere für Ledige, in geringerem Umfang aber auch für Paare

Tabelle 2: Hilfepotentiale in verschiedenen Lebensformen

	mögliche Hilfe VON anderen			tatsächliche Hilfe FÜR Andere	
	Emotionale Hilfe (1)	Praktische Hilfe (2)	Anzahl prakt. Hilfen (3)	für Verwandte (4)	für Freunde (4)
Ledig, b. Eltern wohnend	6,3	5,4	3,8	1,3	1,3
Ledig, allein, b. 34 J.	5,7	5	4,7	1,7	2,6
Ledig, allein, ab 35 J.	3,8	3,6	2,3	1,1	0,8
Paar, o. Kind, b. 34 J.	5,7	4,9	5	1,5	1,4
Paar, o. Kind, ab 35 J.	4,8	4,3	4,2	0,6	0,6
Paar, jüngstes Kind unter 6 J.	5,5	4,8	3,9	1,6	1,1
Paar, jüngstes Kind 6-12 J.	5,3	4,6	3	1,2	0,8
Paar, jüngstes Kind 13-17 J.	5,2	4,7	3	1	0,7
Paar, jüngstes Kind über 17 J.	5,2	4,5	2,7	1	0,7
Paar, empty nest	5,2	4,5	5,1	1	0,3
Alleinerziehende	5,4	4,7	3,8	1,3	1,6
Getrennt o. geschieden Lebende, o. Kind	4,3	3,9	2,5	1,1	0,9
Verwitwet, alleinwohnend	4	3,7	2,1	0,6	0,3
Verwitwet, n. alleinwohnend	4,5	4,1	2,9	0,6	0,4

LEGENDE

(1) Nennung von maximal acht informellen Helfern für vier kognitiv-emotionale Formen sozialer Unterstützung: Hilfe bei Depressionen, Hilfe bei Partnerproblemen, Ratschlag bei wichtigen Veränderungen im Leben, Hilfe bei schwerwiegenden persönlichen Problemen

(2) Nennung von maximal sechs informellen Helfern für drei praktische Formen der Unterstützung:

Hilfe in Garten oder Haushalt, Versorgung im Krankheitsfall, Leihen einer größeren Geldsumme

(3) Durchschnittliche Anzahl von maximal neun potentiell erhältlichen Hilfen von Personen außerhalb des eigenen Haushalts: Reparatur von Fernseher/Radio, von elektr. Küchengerät, von Möbeln, Autoreparatur, Schneidearbeiten, Maurerarbeiten, Wohnung streichen/tapezieren, Rechtsberatung, Hilfe bei Steuererklärung

(4) Durchschnittliche Anzahl von maximal acht innerhalb der letzten 2 bis 3 Jahre tatsächlich geleisteten Hilfen: Autoreparatur, Gartenarbeit, Wohnungsrenovierung, Umzug, Hausbau/Umbau, Kinderbetreuung, Pflege Kranker oder Behinderter, Hilfe bei persönlichen Problemen

Datenbasis: (1) u. (2): Allbus 1986; (3) u. (4): Wohlfahrtssurvey 1984

ohne Kinder und Paare mit Kleinkindern. Die *strukturell* gleichen Lebensformen weisen allerdings ein zum Teil weit unterdurchschnittliches Hilfpotential auf, wenn sie mit einem höheren *Lebensalter* verbunden sind (alleinwohnende Ledige und Paare ohne Kinder über 35 Jahre). Wieder sind es jedoch auch die Geschiedenen/getrennt Lebenden ohne Kinder und die Verwitweten, die am stärksten unter einem Mangel an informellen Unterstützungsmöglichkeiten leiden. Besonders prekär ist die Lage bei älteren Ledigen und Verwitweten, wenn sie alleine wohnen. Wie wir im vorhergehenden Abschnitt erfahren haben, ist diese Situation weniger in ihrer Haushaltssituation begründet als in einem generellen Mangel an nahen Verwandten und engen Freundschaftsbeziehungen.

6 Familiäre Solidarität und Koresidenzprinzip in der Beziehung zwischen Eltern und Kindern

Schon die bisherigen Ergebnisse haben gezeigt, daß eine gemeinsame Haushaltszugehörigkeit nicht a priori als Voraussetzung für ein hohes Maß an Kontakten und Hilfen zwischen Familienmitgliedern gelten kann. Eine allein auf dem Koresidenzprinzip beruhende Darstellung von Familienstrukturen und ihren Veränderungen im Zeitverlauf ist daher unvollständig und anfällig für Fehldeutungen. Orientiert man sich an formalen Beschreibungsdimensionen persönlicher Netzwerke (vgl. z.B. Mitchell 1969), so kann die Bedeutung einer gemeinsamen Haushaltszugehörigkeit konzeptuell weniger als absolutes, qualitatives Abgrenzungskriterium, sondern eher als relativer Extremwert auf zwei Beschreibungsdimensionen aufgefaßt werden: (fehlende) räumliche Entfernung und (i.d.R. tägliche) face-to-face-Kontakte.

Eine Ergänzung der auf der Basis des Koresidenzprinzips erfaßten Familienstrukturen bietet sich von daher in zweierlei Hinsicht an. Erstens sollten, noch ganz auf der Ebene einer formalen Strukturbeschreibung, auch solche familialen Konstellationen Beachtung finden und quantitativ erfaßt werden, die hinsichtlich der beiden genannten Beschreibungsdimensionen - räumliche Entfernung und Häufigkeit von face-to-face-Kontakten - einem gemeinsamen Haushalt nahekommen, wie dies beispielsweise bei Haushalten innerhalb desselben Hauses oder in derselben Nachbarschaft der Fall ist. Zum zweiten sollte nicht übersehen werden, daß formale Kriterien wie gemeinsame Haushaltszugehörigkeit bzw. räumliche Entfernung und Kontakthäufigkeit nicht selbst schon als Indikatoren familialen Zusammenhalts, sondern lediglich als infrastrukturelle Einflußfakto-

ren anzusehen sind, die für verschiedene Arten von sozialer Unterstützung unterschiedliche Bedeutung haben. Die extreme Nähe einer gemeinsamen Haushaltszugehörigkeit kann umgekehrt sogar zu einem Störfaktor insbesondere für emotionale Unterstützung bzw. zu einem Streßfaktor werden, wenn sich etwa bei unterschiedlichen Wünschen der Alltagsgestaltung und fehlenden Ausweichmöglichkeiten dauerhafte Konflikte aufbauen.

Die Frage des Zusammenlebens von Familienmitgliedern in einem gemeinsamen Haushalt betrifft vor allem das Zusammenleben von Eltern und erwachsenen Kindern. Auf diesen Bereich will ich mich in diesem Abschnitt beschränken. Es zeigt sich, daß mindestens bei einem Drittel aller Eltern-Kind-Beziehungen, bei denen die Generationen in verschiedenen Haushalten leben, sowohl die räumlichen Distanzen gering und leicht überbrückbar sind als auch reger und regelmäßiger Besuchsverkehr herrscht. In solchen Fällen sind im Hinblick auf die *Möglichkeit* wechselseitiger sozialer Unterstützung Verhältnisse gegeben, die den Voraussetzungen eines gemeinsamen Haushalts zumindest teilweise sehr nahe kommen. Dabei scheinen sowohl räumliche Entfernung als auch Besuchskontakte über verschiedene Lebensphasen von Eltern (ältere Paare mit weiteren Kindern im Haushalt, "empty nest", alleinwohnende Verwitwete) und Kindern hinweg kaum zu variieren⁴. Dies ist einerseits als Indiz für die stabile, nur wenig variierende Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung zu werten. Auf der anderen Seite scheint es jedoch auch so zu sein, daß Kinder den mit der "empty nest"-Situation und mehr noch mit der Verwitwung verbundenen Verlust von haushaltsinternen Ansprechpartnern ihrer Eltern nicht mit häufigeren Besuchen zu kompensieren versuchen.

Mittlerweile ist einer ganzen Reihe empirischer Untersuchungen, die sich kritisch mit der "Verlust von Gemeinschaft"-These auseinandergesetzt haben, die außerordentlich große Bedeutung von nicht im selben Haushalt wohnenden Familienmitgliedern in verschiedenen Alltags- und Krisensituationen nachgewiesen worden. Eltern-Kind-Beziehungen spielen dabei die größte Rolle, und zwar sowohl hinsichtlich der oft nur geringen räumlichen Distanz (vgl. z.B. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 1987, S. 90) als auch hinsichtlich vielfältiger Arten gegenseitiger Unterstützung selbst (ebenda, S. 88). Es finden sich hier

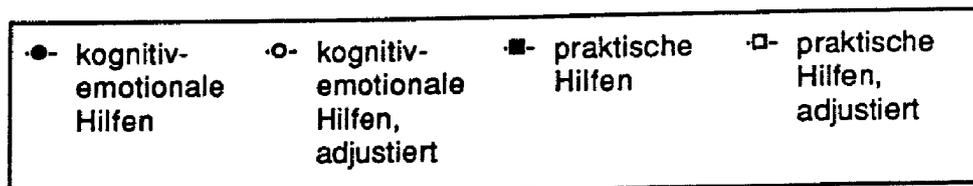
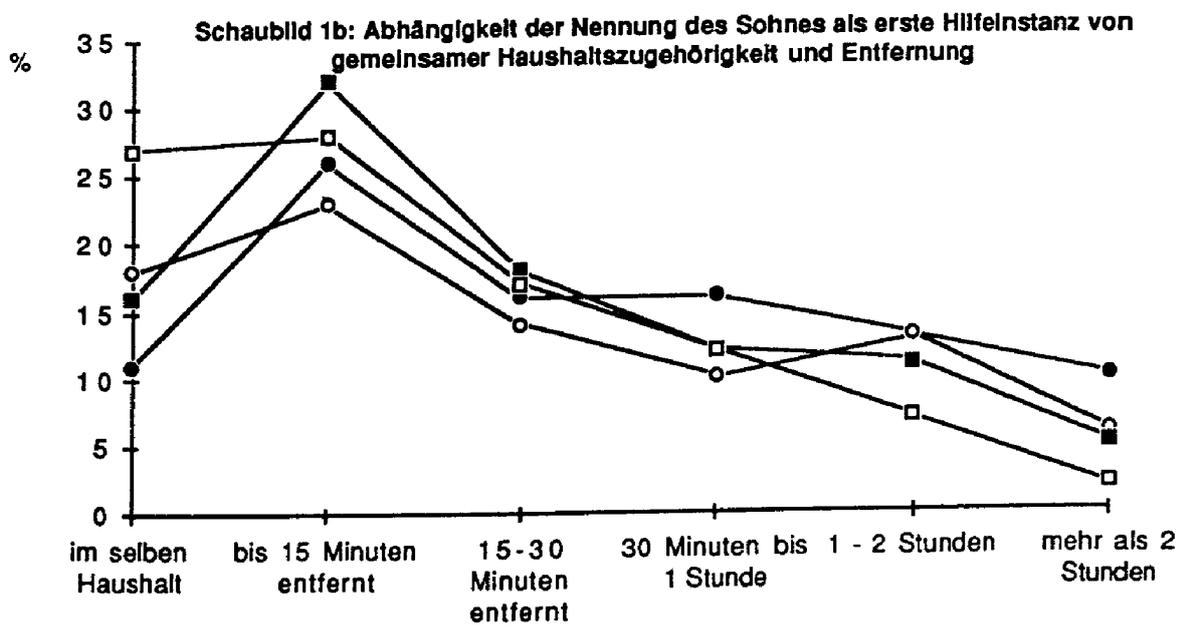
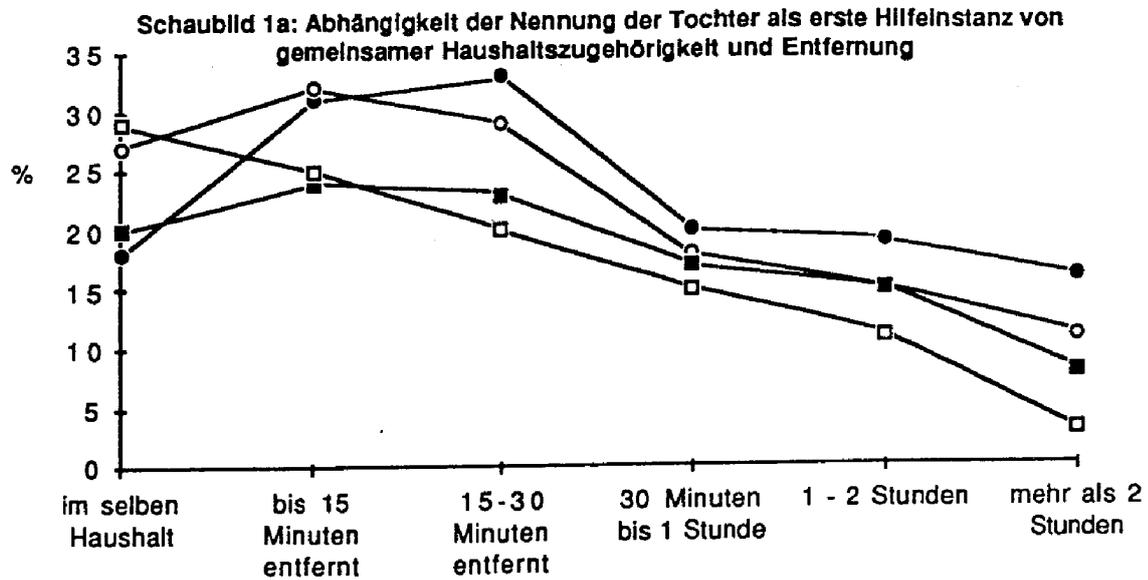
⁴ Ich habe dieselbe Fragestellung auch aus der Sicht der Kinder untersucht und dabei ebenfalls zwischen verschiedenen Lebensphasen (alleinwohnende Ledige, Paare ohne Kinder, Paare mit Kindern) unterschieden. Die entsprechenden Ergebnisse decken sich im wesentlichen mit den hier dargestellten Angaben aus der Sicht der Elterngeneration.

Formen der Zusammenarbeit, die auch nach strengen Maßstäben als wesentliche Elemente einer gemeinsamen Haushaltsführung und Abstimmung der Lebensführung gelten können.

In der folgenden Darstellung geht es mir deshalb auch weniger darum zu zeigen, daß es auch heute wichtige haushaltsübergreifende familiäre Solidaritäten gibt. Das Ziel besteht vielmehr darin, für einen definierten Teilbereich der sozialen Unterstützung und speziell für die Eltern-Kind-Beziehung das *Ausmaß* zu quantifizieren, in dem familialer Zusammenhalt von gemeinsamer Haushaltszugehörigkeit und räumlicher Entfernung abhängig ist. Ich beschränke mich dabei wieder auf die Perspektive der Elterngeneration (Schaubilder 1a und 1b). Die Prozentangaben beziehen sich dabei auf die anteilige Häufigkeit, mit der Mütter bzw. Väter die erstgenannte Ansprechstation bei zwei praktischen (Haus- und Gartenarbeit sowie das Sich-Kümmern bei Krankheit) und vier kognitiv-emotionalen Formen der Unterstützung (Hilfe bei Depressionen, Besprechen persönlicher Probleme, Ratschlag bei wichtigen Veränderungen im Leben, Besprechen von Partnerproblemen) sind. Die Schaubilder enthalten zusätzlich zu den bivariaten Zusammenhängen Angaben, die mittels Multipler Klassifikationsanalysen nach Alter, Geschlecht und Partnerschaftsverhältnis der Befragten kontrolliert wurden. Damit soll dem Umstand Rechnung getragen werden, daß die Bedeutung der Kinder als Quelle sozialer Unterstützung auch davon abhängig ist, in welcher Lebensphase sich die Befragten jeweils befinden und ob insbesondere ein Lebenspartner als vorrangige Ansprechstation zur Verfügung steht⁵.

Insbesondere die nach Alter, Geschlecht und dem Vorhandensein eines Lebenspartners kontrollierten Werte belegen, daß eine gemeinsame Haushaltszugehörigkeit keine überragende, qualitative Bedeutung für solidarische Eltern-Kind-Beziehungen hat. Im Gegenteil scheint es für die Aufrechterhaltung einer Hilfebeziehung sogar günstiger zu sein, wenn die Haushalte zwar getrennt sind, aber räumlich nicht weiter als 15 Minuten auseinanderliegen. Dies gilt sowohl für die praktischen als auch für die kognitiv-emotionalen Formen der sozialen Unterstützung. Getrennte Haushalte sind daher auch nicht als Indikator für eine Distanz zwischen den Generationen zu interpretieren, sondern zum Teil eher als Formen des Zusammenlebens, in denen bei vergleichsweise großer Nähe und

⁵ Die überragende Bedeutung eines Lebenspartners als Quelle sozialer Unterstützung ist in vielen Untersuchungen belegt worden (vgl. z.B. Badura et al. 1987; Diewald 1989).



Unterstützungsbereitschaft die jeweilige Unabhängigkeit und individuelle Freiheiten der Lebensführung gewahrt werden.

Die Häufigkeit kognitiv-emotionaler Unterstützung liegt auch bei einer Entfernung von 15 bis 30 Minuten noch auf vergleichbar hohem Niveau, während praktische Hilfen dann schon spürbar seltener werden. Räumliche Entfernung erweist sich damit zwar auf keinem Niveau als unüberwindliche Hürde, aber doch als Kostenfaktor für familiäre Unterstützung. Diese Hürde wirkt beim Verhältnis zum Sohn etwas stärker als beim Verhältnis zur Tochter, d.h.: Töchter werden insgesamt etwas stärker in die Pflicht genommen als Söhne. Dieser geschlechtsspezifische Unterschied ist jedoch sehr viel weniger stark ausgeprägt als umgekehrt bei der Bedeutung von Vätern im Vergleich zu Müttern⁶.

7 Entwicklungstendenzen haushaltsübergreifender Hilfebeziehungen 1980 bis 1988

Die bisherigen Querschnittsanalysen haben gezeigt, daß Auflösungserscheinungen familialer Haushalte zumindest teilweise über kompensierende familiäre, verwandtschaftliche und nichtverwandtschaftliche Kontakte und Hilfebeziehungen aufgefangen werden. Dennoch ist anzunehmen, daß abnehmende kulturelle Verbindlichkeiten und strukturelle Veränderungen mit Verunsicherungen und einem Vertrauensverlust insbesondere in vorgegebene Sozialbeziehungen verbunden sind. Die Frage ist, wie die einzelnen Menschen darauf reagieren? Nehmen sie - quasi passiv - solche Anomietendenzen hin, oder versuchen sie, irgendwelche Gegenmaßnahmen zu ergreifen - aus dem Bewußtsein heraus, auf die Erwartbarkeit informeller Hilfe angewiesen zu sein? Am Beispiel einer Reihe güterbezogener und personenbezogener Hilfen für Verwandte, Freunde/Bekannte und Nachbarn will ich versuchen, einige kurzfristige Entwicklungstendenzen im Bereich haushaltsübergreifender Hilfebeziehungen für den Zeitraum der letzten acht Jahre nachzuzeichnen (vgl. Tabelle 3).

Hilfen zwischen Haushalten haben innerhalb der letzten acht Jahre signifikant zugenommen, und zwar bei allen untersuchten Arten der sozialen Unterstützung. Am deutlichsten gestiegen ist die Hilfe bei persönlichen Problemen, gefolgt von Kinderbetreuung und einigen gelegentlich anfallenden praktischen Hilfen. Die Differenzierung der Hilfebeziehungen nach Verwandten, Nachbarn

⁶ Mütter werden etwa doppelt so häufig als Hilfequelle genannt als Väter (vgl. Diewald 1989).

**Tabelle 3: Hilfen für Personen außerhalb des eigenen Haushalts:
Prozentsatz-Differenz 1980-1988**

	für Verwandte für Freunde für Nachbarn insgesamt			
	%	%	%	%
<i>Güterbezogene Hilfen</i>				
Autoreparatur	2	3	2	5
Gartenarbeit	1	4	6	9
Wohnungsrenovierung	2	8	3	8
Umzug	3	7	1	9
Hausbau/Umbau	0	2	1	3
<i>Personenbezogene Hilfen</i>				
Beaufsichtigung kleiner Kinder	3	8	2	9
Betreuung Kranker/Behinderter	4	3	0	7
Hilfe bei persönl. Problemen	4	15	2	14
<i>mindestens eine dieser Hilfen</i>	4	16	7	10

Frage: Welche Hilfeleistung haben Sie in den letzten 2-3 Jahren für Verwandte, Nachbarn und Freunde bzw. Bekannte erbracht?

Datenbasis: Wohlfahrtssurveys 1980, 1984, 1988

und Freunden/Bekanntem zeigt, daß hauptsächlich die Unterstützungsleistungen zwischen Freunden zugenommen haben, und zwar insbesondere kognitiv- emotionale Unterstützung. Berücksichtigt man die üblichen Fehlerspielräume, so sind die Hilfen unter Verwandten innerhalb des gleichen Zeitraums in etwa stabil geblieben und nachbarliche Hilfen leicht angestiegen.

Bei der Interpretation dieser Veränderungen sollte beachtet werden, daß sich die in Tabelle 3 verzeichneten Anstiege ganz überwiegend zwischen 1984 und 1988 stattgefunden haben, während sie zwischen 1980 und 1984 kaum einmal signifikant waren. Für diese innerhalb dieser zwei Zeiträume so ungleichgewichtige Entwicklung habe ich auch keine plausible theoretische Erklärung.

Mit Trendaussagen sollte man angesichts nur dreier Meßzeitpunkte vielleicht vorsichtig sein, was ihre Größenordnung angeht. Über die Richtung des Trends scheinen mir jedoch - gerade wegen der Stärke der Veränderungen - keine großen Zweifel angebracht zu sein: Er geht in Richtung einer Zunahme haushaltsübergreifender Unterstützungspotentiale, und zwar vor allem zwischen Nichtverwandten. Eine solche Entwicklung ist auch theoretisch plausibel. Sie kann als Versuch interpretiert werden, sich auf der Basis direkter Reziprozitätsverhältnisse eine *Erwartbarkeit von Hilfe* zu schaffen. Dies geschieht, indem sie

durch eigene Hilfeleistungen quasi verdient und damit einklagbar wird (vgl. z.B. Gouldner 1960; Ekeh 1974). Gerade dann, wenn "zugeschriebene" Sozialbeziehungen und der damit verbundene Mechanismus "aufgeschobener Reziprozität" (Antonucci 1986) weniger erwartbar bzw. kalkulierbar werden, ist eine solche Strategie angemessen. Auslöser dafür muß nicht ein Zusammenbruch familialer Solidarität sein; kulturelle Verunsicherungen können auch alleine ausreichen.

Lassen sich bestimmte Lebensformen als hauptsächliche *Träger* dieses Trends identifizieren, oder erfaßt er alle Gruppen innerhalb der Bevölkerung mehr oder weniger gleichmäßig? Insgesamt läßt sich eine eher gleichmäßige Entwicklung für verschiedene Lebensformen feststellen. Familien mit Kindern haben jedoch absolut und proportional die stärksten Zuwächse zu verzeichnen.

8 **Schlußfolgerungen**

Insgesamt hat sich nachweisen lassen, daß Haushaltsformen allein kaum Aufschluß über soziale Integration und, im besonderen, über familialen Zusammenhalt erlauben. Eine gemeinsame Haushaltszugehörigkeit ist keine Voraussetzung und damit auch kein geeignete Indikator für wechselseitige soziale Unterstützung. Die auf dem Koresidenzprinzip beruhende Darstellung von Haushalts- und Familienstrukturen erlaubt also keine gültigen Aussagen darüber, wie sich die Familie und Verwandtschaft als Systeme der sozialen Einbindung entwickeln. Noch weniger erlauben sie eine Aussage über soziale Integration und soziale Unterstützung insgesamt.

Die Pluralität von realisierten Möglichkeiten der Gemeinschaftsbildung scheint zuzunehmen. Wenn aber Gemeinschaftsbildung dabei zu einer - mehr als vorher - individuell zu erbringenden Leistung wird, entsteht die Frage, ob sich dabei bestimmte Gewinner- und Verlierergruppen herausbilden.

Die Zunahme von jüngeren Alleinwohnenden und die "empty nest"-Situation älterer Ehepaare scheinen dabei wenig problematisch zu sein (vgl. Alwin/Converse/Martin 1985). Es hat sich gezeigt, daß das Zusammenleben mehrerer Familiengenerationen im selben Haushalt zumindest hinsichtlich der hier untersuchten Dimensionen sozialer Unterstützung keinen Vorteil gegenüber dem Leben in getrennten Haushalten darstellt, solange diese nicht weiter als eine halbe Stunde Wegzeit auseinanderliegen. Hier droht ein "Verlust von Gemein-

schaft" also nicht von getrennter Haushaltsführung an sich, sondern durch die Mobilitätsanforderungen moderner Industriegesellschaften.

Dagegen scheint das Leben ohne einen festen Partner in höherem Alter zu einem Problem zu werden, das nicht über andere Kontakte kompensiert werden kann. Auch kinderlose Ehen entwickeln sich mit fortschreitendem Alter nicht nur zu einem Problem für die Rentenversicherung, sondern sind auch für die Paare selbst mit einem geringeren Potential an sozialer Unterstützung verbunden. Es sind vor allem diese beiden Lebensformen, die eine Gefahr des Austrocknens der "gleichsam naturwüchsigen Solidaritätspotentiale in unserer Gesellschaft" in sich tragen (Dettling 1988, S. 68).

Die größere Vereinzelungsgefahr in diesen Lebensformen liegt nur zum Teil direkt im damit verbundenen Fehlen eines Lebenspartners bzw. dem Fehlen von Kindern begründet. Indirekt sind Ehepartner und Kinder immer auch Anknüpfungspunkte für weitere Kontakte zu Verwandten und Nichtverwandten: Eine der förderlichsten Bedingungen für Freundschaftsbildungen sind gemeinsame Probleme, Lebensumstände und wahrgenommene Ähnlichkeiten. Vor allem dann, wenn Ehe und/oder Kinder für eine Alterskohorte die Norm sind, fällt deren Fehlen also doppelt ins Gewicht.

Das bedeutet jedoch noch nicht, daß diese Aussage auch für die Zukunft gelten muß. In dem Maße, in dem solche Lebensformen sich ausbreiten und quasi "normal" werden, steigt auch die Möglichkeit neuer Formen der Gemeinschaftsbildung - vor allem über nichtverwandtschaftliche Beziehungen. Inwiefern solche Möglichkeiten durch flankierende institutionelle Regelungen zusätzlich abgesichert und gefördert werden können, wird in der Sozialpolitik zunehmend diskutiert. Und wie in vielen Beiträgen auf dieser Tagung angeklungen ist, kann auch das zahlenmäßige Anwachsen von kinderlosen Paaren - zumindestin diesem Ausmaß - kaum als quasi "naturwüchsiges" Ergebnis von Individualisierung angesehen werden. Es ist in hohem Maße von institutionellen Rahmenbedingungen abhängig, die die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Frauen erleichtern.

Literatur

- Alwin, Duane F. et al. 1985: "Living Arrangements and Social Integration", in: *Journal of Marriage and the Family*, S. 319-332.
- Antonucci, Toni C. und James S. Jackson 1986: "Successful Aging and Life Course Reciprocity". Paper presented at the Second European Conference on Developmental Psychology, Rome.
- Badura, Bernhard et al. 1987: *Leben mit dem Herzinfarkt*, Berlin.
- Beck, Ulrich 1986: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt.
- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hg.) 1987: *Familienbildung in der Bundesrepublik - Stichtagsergebnisse. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft*, 54, Wiesbaden.
- Burt, Ronald S. 1983: "Distinguishing Relational Contents", in: R.S. Burt und M.J. Minor (Hg.), *Applied Network Analysis*, Beverly Hills, S. 35-74.
- Detting, Warnfried 1988: "Jenseits von Markt und Macht", in: Ulf Fink (Hg.), *Der neue Generationenvertrag*, München, S. 65-69.
- Diewald, Martin 1986: "Sozialkontakte und Hilfeleistungen in informellen Netzwerken", in: W. Glatzer und R. Berger-Schmitt (Hg.), *Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe*, Frankfurt, New York, S. 51-84.
- Diewald, Martin 1989: *Entsolidarisierung oder neue Formen der Solidarisierung? - Zu einigen Folgen "neuer" Haushalts- und Familienformen für die soziale Integration*, Unveröffentlichtes Diskussionspapier, Wissenschaftszentrum Berlin.
- Ekeh, P.P. 1974: *Social Exchange Theory: The Two Traditions*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Fischer, Claude S. und Susan L. Phillips 1982: "Who is alone. Social Characteristics of People with Small Networks", in: L.A. Peplau und D. Perlman (Hg.), *Loneliness. A sourcebook of current theory, research and therapy*, New York, S. 21-39.
- Gouldner, A.W. 1960: "The norm of reciprocity: A preliminary statement.", in: *American Sociological Review*, (25), S. 161-178.
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim 1987: "The Future of the Family", in: *Plenaries of the European Population Conference 1987*, Helsinki, S. 113-200.
- Joas, Hans 1988: "Das Risiko der Gegenwartsdiagnose". Besprechung von U. Beck's "Risikogesellschaft", in: *Soziologische Revue*, (1), S. 1-6.
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim 1988: "Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft", in: "Aus Politik und Zeitgeschichte", Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament*, B13/1988, S. 3-13.
- Höhn, Charlotte 1988: *Der Beitrag der Bevölkerungswissenschaft zur Politikberatung. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft*, Sonderheft 15 (hrsg v. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Wiesbaden.

- House, J.S. und R.L. Kahn 1985: "Measures and concepts of social support", in: S. Cohen und S.L. Syme (Hg.), *Social support and health*, New York.
- Mitchell, J.C. 1969: "The concept and the use of social networks", in: Ders. (Hg.), *Social networks in urban situations*, Manchester.
- Nave-Herz, R. 1988: "Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland", in: Dies. (Hg.), *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*, Stuttgart, S. 61-94.
- Shumaker, Sally A. und Arlene Brownell 1984: "Toward a Theory of Social Support: Closing Conceptual Gaps", in: *Journal of Social Issues*, 40 (4), S. 11-36.
- Wellman, Barry 1981: "Applying Network Analysis to the Study of Social Support", in: B. H. Gottlieb (Hg.), *Social Networks and Social Support*, London, S. 171-200.